

Viele Wege, die durch Deutschland führen, sind alt. Und sie sind von Bauwerken aller Art, großen und kleinen, gesäumt: Ausblick vom Rennsteig auf die Wartburg
Foto Picture Alliance

Vor ein paar Jahren begann ich zu wandern. Keine kürzeren Strecken, sodass ich mich am Abend am selben Ort befunden hätte, von dem ich ausgegangen war. Sondern lange Wege, die innerhalb von zwei oder drei Wochen zu einem weit entfernten Ziel führten. Von Lübeck über Celle nach Hannoversch Münden zum Beispiel oder von Weimar quer durch den Thüringer Wald mit seinen vom Borkenkäfer kahlgefressenen Höhen und dann weiter über Coburg bis an den Unterrhein. Nicht dass ich während dieser Wanderungen viel nachgedacht hätte. Stattdessen war ich mit dem Gehen beschäftigt, mit dem Wetter, mit einem matschigen Waldboden, mit der Frage, ob die Kräfte bis zur Etappenstation ausreichen würden. In den Zeiten zwischen den Wanderungen reiste ich hin und wieder auf die übliche Weise durch Deutschland, mit dem Auto oder mit der Bahn, so wie seit Jahrzehnten. Aber schon mit der ersten langen Wanderung wurde mir das Land ein anderes: Es war, als gäbe es eine Parallelwelt im scheinbar Abgelegenen.

Auf meinen Wanderungen hatte ich zwar jedes Mal ein Ziel. Die Route aber hatte ich mir selbst ausgesucht, ohne einen Gedanken an „Fernwanderwege“ oder daran, dass es jetzt Deutschland zu umrunden oder auf einer vorgegebenen Strecke zu durchqueren gelte. In weiten Kurven zog ich durch die Landschaft, je nachdem, wo mir eine Gegend anziehend erschien oder wo ich eine angenehme Herberge vermutete. Es wird an dieser Wegführung liegen, dass ich, wohin ich auch kaue, vor allem drei Beobachtungen glaubte machen zu können. Die erste: Das Land ist schön, wie es da liegt mit seinen Wäldern, Wiesen und Feldern, durch die sich die Flüsse in weiten Bögen ziehen. Die zweite: Das Land ist leer. Man kann viele Stunden gehen, bevor man, meist in der Nähe einer Ortschaft, auf einen anderen Menschen (er ist fast immer freundlich) mit einem Hund trifft. Die dritte: Die Landschaft erzählt Geschichten. Sie handeln selten von Deutschland, häufig aber von regionalen Herrschaften und lokalen Eigenheiten.

Dass ich überhaupt angefangen habe, über lange Strecken zu gehen, liegt auch an einem Buch. Im Frühjahr 2024 las ich ein Werk des Privatgelehrten Hans Jürgen von der Wense, der in den drei Dekaden vor seinem Tod im Jahr 1966 durch die Gegenden um seinen Wohnort Göttingen wanderte und darüber schrieb (erschieden ist es bei Matthes & Seitz). Im Umkreis von etwa hundert Kilometern scheint er, ausgerüstet mit Messtischblättern (also im Maßstab 1 : 25.000), jeden Hügel und jeden Bachlauf, jede Kapelle am Wegesrand und jeden Dorfbrunnen betrachtet zu haben, jederzeit zur Verückung bereit: „Während andere an einem Tag ganze Länder durchrasen, erobere ich mir die Flur bei Zentimetern. Während so die Menge immer ärmer wird an ihrem verblödeten Reichtum, werde ich immer nur reicher an meiner begnadeten Armut.“ Was dabei herauskam, ist eine ebenso bizarre wie eindringliche Verbindung von regionaler Mikroskopie und Universalismus.

Ich bin Wenses Buch nicht hinterhergegangen. Aber es war da, als Inspiration. Seine Beobachtungen legte dieser in das zwanzigste Jahrhundert versprengte Jünger des Dichters Georg Philipp Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, in unzähligen Notizen, Briefen, Postkarten, Skizzen und Fotografien nieder, die Zeugnis ablegen von der langen und vielfältigen Geschichte selbst kleinster Gegenden. „Routen I“ lautet der Titel dieser Sammlung, die sich den Gegenden zwischen Vorharz und Weserbergland widmet, wobei die einzelnen Einträge geographisch, nicht chronologisch geordnet sind. Eine Heimatkunde könnte man das Werk nennen. Sie gilt einer hügeligen Landschaft, durch die sich Weser und Werra, Leine und Oder ziehen, manchmal in engen Tälern, zuweilen in breiten Ebenen.

Im Herbst 2024 ging ich durch diese Gegend, von Hildesheim und Einbeck nach Göttingen. In Alfeld steht nicht nur das Fagus-Werk, einer der frühesten Bauten der Moderne in der Architektur, sondern auch eine Papierfabrik, deren Schornstein die umliegenden Höhen beinahe überragt. Auf alten Bildern sieht man, dass dort schon vor hundertfünfzig Jahren ein solcher Schornstein stand. Der gegenwärtige ist deutlich höher, aber er stört nicht. „Waldrand, von allerhöchster Eigenart und Seltsamkeit! Nie, als wäre man an der Leine“, heißt es bei Wense über die Landschaft bei Freuden. „Die lange fallende Linie des Sommerbergs mit seinen Matten in tiefem Grün, ferne der Harz und drüben die hohen Leineberge überragend.“ Ich war überrascht, die von Wense geschilderten Dinge wiederzuerkennen, einem Abstand von siebzig Jahren zum Trotz. Die Landschaft ist noch da, nicht in allen Teilen vielleicht, doch im Ganzen. Noch erstaunlicher waren die vielen Störche, die in diesem Tal lebten.

Das Leinetal südlich von Hildesheim ist eine deutsche Landschaft. Es gibt Dutzende solcher Gegenden. Gemein ist ihnen nicht nur eine milde Bewegtheit und ein moderates Klima, sondern vor allem, dass sie so kleinteilig sind. Das gilt für ihre natürliche Beschaffenheit, noch mehr aber für ihren Zustand in seiner zivilisatorischen Erschließung. Die Dörfer liegen jeweils nur wenige Kilometer auseinander, verbunden sind sie durch ein enges Wegenetz, das den Gemarkungsgrenzen folgt und Wälder, Äcker und Wiesen und deutlich voneinander geschiedene Parzellen teilt. Oft gliedern Hecken und Haine die freien Flächen, sogar zwischen Leipzig und Weissenfels, auf dem flachen Land, wo Getreide, Mais oder Rüben im großen Stil angebaut werden. Manchmal sind die Wege asphaltiert, meistens sind sie nur geschottert, selten geht man auf Waldböden.

Damit der einsame Wanderer nicht verloren geht, ist das Land beschriftet: An den Wegkreuzungen und Gabelungen hängen Schilder, die den Weg ins nächste Dorf und weit darüber hinaus weisen, in



Die Landschaft ist noch da

Bei Wense habe ich davon gelesen. Seitdem wandere ich selbst immer wieder größere Strecken durch Deutschland. Und sehe es dabei auf für mich neue, aber tatsächlich alte Weise.

Von Thomas Steinfeld



Wanderer auf der sächsischen Seite der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze
Foto epd

alle Richtungen. Man gehe zum Beispiel zum „Dreistromstein“ bei Neuhaus am Rennweg. In der Nähe entspringen Bäche, die später in Flüsse übergehen: in den Main, den Rhein und in die Donau. Zugleich markiert der Stein einen Punkt, an dem bis ins frühe neunzehnte Jahrhundert drei ernestinische Herzogtümer aufeinanderstießen. Nach 1826 waren es nur noch zwei: Sachsen-Meiningen und Sachsen-Coburg. Und als bedürfte es deswegen der genauesten Orientierung, steht nicht weit vom Stein ein Pfahl, auf dem vierzehn Schilder mit siebenund-

zwanzig Entfernungangaben montiert sind. Sie weisen in alle Richtungen. Man kommt in Deutschland von jedem geographischen Punkt zu jedem anderen geographischen Punkt, ohne dass man deswegen das Smartphone zurate ziehen müsste.

Kein anderes Land gibt es, in dem das Gehen durch die Landschaft durch einen solchen Aufwand an praktischer Geographie befördert wird. In Frankreich, vor allem in der Landesmitte, im Morvan zum Beispiel oder in den Cevennen, wird der Wanderer vom Wald oder vom Gebüsch verschlungen. Die Schlösser auf dem Land, die es dennoch gibt, sind entweder älter als der französische Zentralismus, der spätestens im sechzehnten Jahrhundert begonnen hatte, oder sie entstanden als Landsitze. In England scheitert der Wanderer an den „enclosures“, den eingezäunten privaten Besitzungen. In Schweden gibt es zwar Fernwanderwege, verlässt man sie aber, ist man gezwungen, an Straßen entlangzugehen. Die meisten Waldwege enden dort in weiten runden Flächen, auf denen die Maschinen der industriell betriebenen Holzwirtschaft wenden.

Viele Wege, die durch Deutschland führen, sind alt. Zwar waren bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein nur wenige Straßen „chaussiert“, doch waren sie fixiert genug, dass sie von Bauwerken aller Art, großen und kleinen, gesäumt waren. Manche stehen noch, von vielen blieben Reste. Man muss sie erkennen und verstehen können. Eine Landschaft besteht nicht nur aus dem, was der Blick, von einem erhöhten Standpunkt aus über Hügel und Täler schweifend, in einer weiten Bewegung erfasst. Man kann auch in eine Landschaft hineinblicken, in Kleines und immer Kleineres. So erschließen sich Eigenheiten der Pflanzen- und Tierwelt, historische Relikte, Geologisches, das Belebte und das Unbelebte in ständigem Wandel.

„Wunderbare Zäune“, berichtet Wense aus dem Lipper Bergland, „der Reiz nicht in den Formen, sondern in der Bewegung und in der Gruppe.“ Wense kultiviert diesen Blick in das Innere einer Landschaft. Die Bemerkung gehört in ein zweites Buch, das den Aufzeichnungen Wenses gewidmet ist. Es heißt „Routen II“, ist im vergangenen Winter erschienen (wieder bei Matthes & Seitz) und „Ostwestfalen“ gewidmet, der Landschaft, in der ich aufwuchs. Deutlicher als in den Notizen zum Süden Niedersachsens lassen sich in diesem Buch die Motive erkennen. In Westfalen sucht Wense das Romanische, das Bäuerliche und das Natürliche, weil es ihm Bollwerk zu sein scheint gegen den Furor des Verschwindens. „Alles mehr in die Breite als in die Höhe, steht breitbeinig da. Stehen überhaupt ist westfälische Leistung“, was dann für die Kirchen ebenso gelten soll wie für die Gehöfte. Als Heranwachsender fiel mir diese gedrungene Widerständigkeit nicht auf. Und wenn es sie gegeben hätte, so wäre sie bald hinter einem Industrieviertel verschwunden. Jetzt, wenn ich mich an die Jugend zu erinnern versuche, erscheint mir die Behauptung, so patzig und falsch verallgemeinernd, wie sie daherkommt, zumindest einen Funken Wahrheit zu enthalten.

Deutschland ist nicht zu groß und nicht zu klein, meistens nicht zu hoch und meistens nicht zu flach und auf eine zivile Weise erschlossen. Die Ressourcen sind über das ganze Land verteilt, ungleich, gewiss, aber nicht in Gegensätzen. Man wandere zum Beispiel durch die Haßberge, von Ebern über Königsberg bis hinunter zum Main, durch eine ehemals arme Gegend, die in einem großen Frieden dazuliegen scheint: hauptsächlich Wälder, darin mittelalterliche Ortschaften, größer als ein Dorf und kleiner als eine Stadt, eine jede mit einer Burg versehen, in der früher ein Reichsritter über seine paar Hundert Untertanen herrschte. Auch steht in vielen Ortschaften ein Gasthaus, obwohl man etlichen dieser Lokale ansieht, dass die Wirte es schwer haben und vielleicht nicht mehr lange weitermachen werden. Der Verlust wäre groß. Schließlich erreicht man Würzburg, eine Stadt mit einer großen Universität, oder Schweinfurt, wo Wälzlager für die halbe Welt hergestellt werden. Doch wenig später befindet man sich wieder in Weinbergen.

Deutschland ist Provinz, ließe sich mit nur geringer Übertreibung sagen. Zwar ist die Provinz in zentralistischen Staaten tiefer als in Deutschland, doch ist hierzulande fast alles Provinz. Der kulturelle Abstand zwischen den Metropolen und dem Land ist nur schwach ausgebildet, die Arroganz, die ein Bürger der großen Stadt Paris einem Bewohner der Charente gegenüber entwickelt – oder ein Stockholmer gegenüber einem Schonen –, bleibt dem Land weitgehend erspart. Gewiss gibt es große Städte, viele große Städte, aber sie konnten sich nie mit einer solchen Eindeutigkeit gegen das Land durchsetzen, wie es in den Nachbarländern der Fall war – Italien ausgeschlossen, aber dort besteht die Mitte des Landes aus einem

langen und oft weglosen Gebirge. Diesen Zustand kann man Föderalismus nennen, aber er ist viel älter. Er geht zurück auf die Vielfalt kleiner und mittlerer Staaten, die erst mit der Reichsgründung im Januar 1871 beendet wurde.

Die Vielfalt ist ein Erbe des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation – es besaß keine Hauptstadt, und die freien Städte, die sich im späten Mittelalter herausbildeten, beförderten das Auseinander eher, als dass sie für eine Einheit sorgten. Spät erst bildete sich in Preußen ein starker Zentralismus heraus. Doch selbst dann wurde Deutschland nicht von Berlin beherrscht, selbst wenn „Kleinstaaterei“ nunmehr als Zeichen von Zurückgebliebenheit und Weltvergessenheit galt. Politisch betrachtet, wäre ein entwickelter Regionalismus vermutlich jedem Zentralismus vorzuziehen, sollte er doch einem größeren Teil der Bevölkerung einen nahen Zugang zu den ökonomischen wie zu den kulturellen Ressourcen des Landes gewähren.

Das Wandern setzt die Kleinteiligkeit der deutschen Landschaften und die sich daraus ergebende Vielfalt voraus. In anderen Ländern gab es Vagabunden, es gab Pilger und Menschen, die ihr Glück woanders suchten – und vor allem: suchen mussten –, es gab umherstreifende Handwerker und verloren gegangene Soldaten. Aber kaum einen Wanderer. In den deutschen Ländern hingegen wurde der Wanderer zu einer ikonischen Gestalt. Manchmal heißt sie „Franz Sternbald“, manchmal Theodor Fontane, manchmal wird sie zu einer Bewegung der Lebensreform, manchmal ist sie „des Müllers Lust“. Längst ist sie ein Wirtschaftsfaktor. Und längst hat die Angleichung der Lebensverhältnisse dafür gesorgt, dass die unheimliche Entlegenheit einsamer Dörfer zwar noch in der Literatur eine Rolle spielt, im tatsächlichen Leben aber aufgehoben ist.

Die Leere der deutschen Landschaft, die heute beim Wandern verblüfft, weil sie die Welt aussehen lässt wie eine Idylle aus vorvergangenen Zeiten – sie ist das Ergebnis einer doppelten Entwicklung. Die eine ist die Industrialisierung der Landwirtschaft, in deren Folge es immer mehr große Maschinen, aber auch immer weniger Bauern gibt. So vermindert sich die Zahl der Menschen, die in den Wäldern und auf den Wiesen oder Äckern arbeiten. Die Zahl der Milchkuhe in Deutschland hat sich seit den Fünfzigerjahren fast halbiert, was daran liegt, dass eine Kuh heute mehr Milch produziert, dass weniger Milch getrunken wird und die verbliebenen Rinder in größeren Gruppen gehalten werden. Die andere Entwicklung ist die Verstädterung der Landschaft. Das Land, das übrig bleibt, wenn die Städte sich in alle Richtungen ausgedehnt haben, ist dann wirklich Land, wie auf der Lüneburger Heide, im Pfälzer Wald oder im Erzgebirge. Wobei die Verstädterung keineswegs für einen Bedeutungszuwachs der Metropolen sorgt, sondern, umgekehrt, für eine Ausbreitung der Provinz.

In manchen Gegenden Deutschlands stehen die Kulturdenkmäler so dicht, in so großer Zahl auf so kleiner Fläche, dass man diesen Reichtum mit italienischen Verhältnissen vergleichen könnte. Das gilt etwa für Unterfranken, entlang des Mains, bei Volkach zum Beispiel. Oder für Südbaden, um den Kaiserstuhl herum – wo seit langer Zeit Wein angebaut wird, sind Bruchsteinmauern und Stadttore selten fern. Oder für Thüringen, wo die Residenzstädte in Abständen von zwanzig oder dreißig Kilometern voneinander liegen, und eine jede Stadt entfaltete den Ehrgeiz, sich in ihrem kulturellen Reichtum mit den Heimatorten von Fürsten oder gar Königen messen zu können. Wobei sich deren Glanz herunterbricht auf die umliegenden Gemeinden. Vom Luisenturm den Goetheweg hinunter nach Grobkochberg – das sind nur wenige Kilometer, aber mit jedem Schritt offenbart sich ein anderer Blick auf Hügel, Wälder und Äcker, auf eine deutsche Landschaft, wie sie schöner kaum wird. Beschriftet ist der Weg selbstverständlich auch.

Thomas Steinfeld lebt als Publizist in Schweden. Zuletzt erschien „Rauschen in der Nacht: Die Wildgans – eine Geschichte des 20. Jahrhunderts“ (Rowohlt Berlin).